

#### IV.

### Die Schoho's und die Beduan bei Massua.

Von Werner Munzinger. <sup>1)</sup>

---

Das Land der Schoho's und der Beduan bietet in einer Ausdehnung von kaum drei Tagereisen den Contrast des Südens und Nordens, der tropischen Hitze und des kühlen Bergklima's, der todten flachen Wüste und des lebensvollen Hochgebirgs, das auf der andern Seite sich zur Ebene des Gasch und Sennaar niedersenkt. Diese Contraste sind durch die Vorgebirge vermittelt, die aber nicht ununterbrochen aufsteigende Terrassen bilden, sondern sich ihrerseits in die Ebene von Kedked und Schäb verlaufen, so dafs das Hochgebirge von Menza wie plötzlich und unvermittelt aus dem Flachland emporzutauchen scheint. Dadurch erhalten wir in engbegrenztem Raum die mannichfaltigsten Bodenformen: Wüsten, mit spärlicher Vegetation, seltenem Wasser und vielem Salz; Haiden, meist mit Dornen-Bäumen bestanden, im Winter von üppiger Vegetation bedeckt; Thäler mit fruchtbarem Boden; Schluchten der Waldströme, die in der Regenzeit vom Hochgebirge hinunterbrausen, Baumstämme und Felsblöcke in blitzschnellem Lauf bis zum Meere tragen und natürliche Zugänge zu dem Gebirge bilden; trockene, zerklüftete und baumlose Vorberge; endlich das Hochgebirg mit seiner Alp und europäisch-kaltem, durch die Tropenzone gemildertem Klima, ewigem Grün und ohne Schnee.

Die Thäler und Haiden haben alle guten Boden, und da das Wasser nicht fehlt und im Winter viel Regen fällt, sind sie durchgängig der Kultur fähig. Bis jetzt freilich hat der Mensch die Productionsfähigkeit der Natur nicht im Mindesten unterstützt; der Boden ist meist

---

<sup>1)</sup> Vergl. die früher in dieser Zeitschrift mitgetheilten Arbeiten des Herrn Verfassers über die Länder im Nordosten von Habesch: „Briefe vom Rothen Meere,“ N. F. Bd. I, S. 289 — 305, und „die nordöstlichen Grenzländer von Habesch,“ N. F. Bd. III, S. 177 — 205.

mit einem hohen dicken Gras bedeckt, das zur Bewandung der Häuser dient und von den Thieren nicht berührt wird, ihm zur Seite in Thälern und Waldstrombetten ist ein ähnliches aber viel feineres Gras (*Egerab*), welches ein geeignetes Viehfutter darbietet. Dornenbäume sind überall verbreitet, unter ihnen auch der im Jemen häufige Sidr, dessen Frucht arabisch *Nebek*, im Yemen *Kyn* und hier *Kussra* heisst; sie hat das Aussehen einer kleinen grünen Bergkirsche mit grossem Stein; dann der *Gersa* und *Malhetta* mit grosen fetten säuerlichen Steinfrüchten. Der Baum des *Arengalla* ist sehr häufig, mit grosen Blättern, vom Aussehen der Linde, doch nicht beträchtlicher Höhe. Die *Schaura* mit langem dünnen Schaft wächst im Meere und wird, wie der rothhölzige *Gandalla*, der südlich von Massua vorkommt, zu Stangen beim Bau der Stroh Häuser gebraucht. Mit viel stattlicherem Wuchs, in gewaltigen üppigen Formen, kommt dieser Baum im Hochgebirge vor.

Bei der schwachen Bevölkerung haben die wilden Thiere freien Spielraum. Der Löwe zeigt sich schon eine Tagereise von Massua und wird von den Eingebornen mehr geachtet als gefürchtet, da er nicht oft Menschen angreift: er heisst der grosse Mann (*näs abi*). Der Leopard (*nemr, nebri*) ist ebenso häufig und viel gefährlicher, da er dem achtlosen Beduy von hinten auflauert. Im Lande der Schohos wird er täglich erlegt. Die gewöhnliche Hyäne (*Karai*) findet sich bis an die Küste zu Tausenden; bei ihrer grosen Kraft und schrecklichem Gebiss ist es ein Glück, dass sie so feig ist und Menschen nur im Schlafe überfällt. Doch habe ich bemerkt, dass sie in der eigentlichen Wüste und Wildniss sehr verwegen ist; ich war eine Nacht auf einer Excursion im Gebiete der Habab im Freien an einem Feuer gelagert und sogleich von wohl zwanzig dieser Bestien umgeben. Während die tapfern Hunde sie von einer Seite abwehrten, schlich eine Hyäne von hinten herbei und hatte ihre Vordertatzen schon auf das kleine Feldbett, wo ich halb schlafend lag, gesetzt, als ein Diener aufsprang und sie verscheuchte. — Es giebt auch eine Art Panther, die sehr klein, aber selbst dem Löwen furchtbar ist. Das wilde Schwein (*arawia*) findet sich zahlreich in der Ebene von Ailat; es wird als unrein betrachtet; seine Eckzähne hängt man Pferden als Talisman an. Es stirbt nicht schnell und ist für einen schlechten Jäger sehr gefährlich. Die Schakale sind unzählbar, wie die Sterne, doch nicht gefährlich, aufser für die Heerden; sie heissen Abul Hüssein und sind dem Beduy, was uns der Fuchs, das Sinnbild der Klugheit. Der Affe (*Kird*) hat in den abgelegenen Klüften neben Massua förmliche organisirte Ansiedlungen. Der Straufs findet sich im Norden und Süden von Arkiko längs des Meeres; durch die unaufhörlichen Jagden hat er sich sehr vermindert

und besonders die weissen Strauße fangen an selten zu werden. Der Elephant ist häufig im Mittelgebirge der Habab. Die Giraffe findet sich nur weiter im N. oberhalb Suakyn. Die gewöhnliche Gazelle ist groß, häufig, doch sehr schlau; sie hat eine niedliche Spielart in dem Atro (*Beni Israel*) und eine große Abart, von der Größe eines Kalbes, mit gewundenen Hörnern (*Bésa*). Der Hase findet sich überall. Auch an Vögeln sind diese Gegenden sehr reich, und wenn die bunten Farben der abessinischen Vögel fehlen, so verliert doch der Jäger nichts dabei. Die Wachteln fliegen in dichten Schaaren zu den Quellen; Rebhühner von der rothen fetten und der langen schwarzen Art bevölkern die Betten der Waldströme, die überhaupt ein Eldorado für den Jäger sind, wenn er Sonne, Durst und Dornen nicht scheut. Unter den Schlangen finden sich auch mehrere giftige Arten, selbst in den Häusern, wo auch große Skorpione mit ein und zwei Rüsseln vorkommen. Die Bergströme bringen oft große Boas von dem Gebirge herab.

Auf Quellen stößt man meistens in nicht beträchtlicher Tiefe, selten darf man über 4 Ellen graben und in den Gebirgen treten sie überall zu Tage. In Ailat existiren zwei heiße Mineralquellen, zu denen von allen Seiten gewallfahrtet wird, ebenso eine am Golf von Buri. Eine intermittirende Quelle findet sich bei Tadali, die jetzt zum zweitenmal trocken steht, während sie vor wenigen Jahren einen kleinen Teich bildete.

Die gegenwärtigen Bewohner dieses Landes sind die Schohos südlich und die Beduan nördlich, Trümmer zweier alten Reiche, des äthiopisch-christlichen der Königin von Saba, und des mohamedanischen der Völker von Adel, das dem ersten folgte. Diese Ursprünge sind wenig erforscht, mehr geahnt als gekannt. Von den Urzeiten ist gar nicht zu reden, nur Ruinen griechischer Städte, die überall zerstreut sind, sprechen von ihnen; die lebenden Ruinen des Mittelalters sind die übriggebliebenen Volksreste der Schohos und Beduan.

Die Schohos. — Wenn man eine gerade Linie von Massua nach Halay zieht und eine ihr parallele vom Golf von Buri gegen das Hochgebirg und beide unten vom Meere und oben von der natürlichen Grenze, der abessinischen Bergkette schneiden läßt, so umschließen diese Linien das Gebiet der Schoho, die in mehrere Stämme getheilt sind, deren größten die an der nördlichen Grenzlinie, nicht weit von Arkiko wohnenden Hasauerta's bilden. Ihre Sprache beweist, daß sie Brüder der Somali und Galla's sind, ein Keil von diesem Völkerstamme, zwischen das Meer und die äthiopischen Völker eingeschoben. Sie bilden mit den genannten zwei Nationen eine Sprachfamilie, die wahrscheinlich südlich vom rothen Meere noch andere Glieder hat, bis jetzt aber noch

kaum gekannt und beachtet ist. Dem Laut der Schohosprache nach sollte man kaum glauben, daß sie die Schwester des Galla ist, so fein und weich klingt das letztere, so rauh und wild der erstere Dialekt. Doch ist längst beobachtet, daß Bergvölker stets ihre Sprache verhärteten und den Zisch- und Gurgellauten den Vorzug geben. So ist das Tigrīna viel rauher, als die heitere Sprache des Amhara, so das Schweizerdeutsch dem Hochdeutschen gegenüber so markirt. — Ich hoffe in Kurzem diese eigenthümliche Sprache an einem andern Ort näher erläutern zu können; hier begnüge ich mich mit Mittheilung der Zahlwörter:

1 enik. 2 lämma. 3 edöch. 4 afar. 5 kon. 6 lèch. 7 melchè. 8 bahar. 9 segel. 10 temen. 11 enik en ke-temen etc. 20 lammatanna. 30 sessemm. 40 morotom. 50 kontom. 60 lechtem. 70 melchetemen. 80 bahartomen. 90 bolsagla. 100 bol. 1000 schech.  $1\frac{1}{2}$  enikke abra.  $\frac{1}{2}$  enik' abra.

Die Schohos sind ein armes Hirtenvolk ohne Ackerbau, haben aber die Pässe nach Abessinien in Besitz und benutzen dies, alle Durchreisenden tributär zu machen. Alle Versuche, sie aus jener Position zu verdrängen, sind fruchtlos geblieben. So wild und unzugänglich ist ihr Land, daß die Besitzer desselben keinen Angriff zu fürchten brauchen. Jeder Durchreisende muß in Arkiko vom Naib oder in Halay einen Schoho als Führer (*Delil*) nehmen, der gegen eine Abgabe von einem halben Thaler für seine Sicherheit gut steht.

Wenn man das Thal, das gegen Halay führt, hinaufgeht, glaubt man sich in eine Einöde versetzt, so schroff und steil thürmen sich die Feldwände zu beiden Seiten empor. Doch wehe dem leichtsinnigen Reisenden, der auf diese Einsamkeit bauend sich lediglich auf sein Gewehr verläßt. Ist er erst tief in die Engpässe vorgedrungen, so hört er bald von der Spitze der Felsen ein gebieterisches Halt; kümmert er sich darum nicht, so stößt die Wache oben einen hellen Schrei aus, der durch alle Berge wiederhallt, und in einem Nu ist die Einöde von hunderten von Speerträgern erfüllt und der Reisende sieht sich von allen Seiten bedroht. Da hilft nur eine theuere Capitulation. Da die Belau von Arkiko meist mit den Schohos verschwägert sind, hat der Naib immer eine gewisse Gewalt über sie und weiß sie im Nothfall bis in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen; während Fremde viel Blut aufopfern müßten, um dieser furchtbaren Positionen und ihrer Inhaber Meister zu werden. Der Pascha wenigstens hat mit Gewalt nichts gegen sie vermocht. — Die Schohos sind ihrem Gewerbe nach Hirten; sie haben große Heerden von schönen Kühen und besonders von ansehnlichen unter dem Volksnamen Sihai bekannten Ziegen, womit sie die Fleischer von Massua versorgen. Sie haben keine bleibenden Dörfer,



sondern ziehen den Weideplätzen nach, indem sie ihr Haus, ein Paar Stangen, die mit Häuten überdacht werden, auf einen Ochsen laden und mit sich führen. Auf ihren Halteplätzen bilden sie mit den Dornsträuchern der Wüste eine große Umzäunung gegen wilde Thiere, bergen darein ihre Heerden des Nachts und schlagen ihre Häuser auf, was keine große Arbeit kostet. Dafs sie in Felsen wohnen, habe ich nur aus Bruce erfahren; allerdings hat man mir auch von einem Stamm erzählt, der Troglodyt sein soll, dieser aber gehört nicht zu den Schohos.

Die Schohos bekleiden sich gewöhnlich, wie die Grenzbewohner Abessiniens, mit einem Stück groben selbstgewebten Baumwollenzeuges, das den ganzen Leib bedeckt; sie tragen Sandalen, wie wir sie bei den Beduan finden werden und lassen den Kopf unbedeckt. Die Haare werden nicht geschoren, sondern stehen, kraus wie sie sind, auf dem Kopf empor, in der Mitte gescheitelt, wie es früher bei uns Mode war, Die Frauen bedecken sich den Oberleib mit einem Zeug, das auch unter den Beduan-Weibern gebräuchlich ist; um die Lenden binden sie das Futtah oder eine weifsgegerbte ganz biegsame Haut. Die Nahrung ist die aller Hirten; das Brod kaufen sie gewöhnlich in Abessinien.

Die Farbe der Schoho ist dunkelbraun bis schwarz; die Physiognomie ist viel wilder, charakteristischer, als die der Beduan, doch wenig negerartig; nur die Haare gleichen grober Schaafwolle. Die einfache Lebensweise und die Sittenreinheit macht dieses Volk kräftig und giebt ihm ein jugendliches Aussehen. Schönheit findet man nur unter den Frauen.

Der Volkscharakter ist schwer zu beschreiben, da man den Schoho selten im Innern seiner Familie sieht. Zu einer freien Wildheit ist er schon durch die Natur seines Landes getrieben, und sie drückt sich besonders in dem unbändigen Auge, der schreienden Stimme, der lebhaften Gestikulation aus. Wo er sich physisch überlegen fühlt, wird er übermüthig; wo er zu gewinnen hofft, falsch. Er braust leicht auf und erträgt kein böses Wort. Er ist ein freier Mann in seinen Bergen und verachtet den unterdrückten Beduy. Muth, glaub' ich, hat er nur daheim. Treulosigkeit übt er täglich, doch nur an Fremden, die er als natürliche Feinde ansieht. Aber der Reisende, der seinen Sicherheitsführer genommen hat, wird nie angetastet. Einen einzigen Fall habe ich in dem letzten Jahre erlebt, wo diese Sicherheit verletzt wurde. Es kam ein Abessinier mit einem Führer und einem andern Schoho von Halay und wurde auf halbem Wege von den Landsleuten dieser beiden geplündert. Der Führer, durch diesen Treubruch empört, erklärte, nie mehr in sein Dorf zurückkehren zu wollen, bis all' das Geraubte zurückgegeben sei, was später auch geschah. In einem andern

ähnlichen Falle erschlug der gekränkte Führer die Räuber und konnte nie mehr in sein Land zurückkehren. Wir finden also auch hier in gewissen Verhältnissen Treue und Ehrgefühl, das bei allen Völkern vorhanden ist, aber stets anders aufgefaßt wird. — Gastfreundschaft gegen Eingeborne versteht sich stets von selbst und auch der Fremde, der in ein Dorf tritt, wird stets mit reichlicher Milch bewirthet und bekommt eine Haut zum Lager angewiesen. Ist er so empfangen, so kann er sich an seinem Feuer ruhig niederlegen.

Die Schohos sind vollständige Republikaner; jeder macht was er will, wenn auch jedes Dorf seinen Richter hat. Uebrigens sind die Lebensverhältnisse so einfach, daß der größte Tyrann hier nichts zu thun hätte. Der Schoho ist in seinem Privatleben sehr mäfsig, er verabscheut geistige Getränke, und labt sich an der herrlichen Milch, die er im Ueberflusse besitzt. Vor Allem zu rühmen sind die frischen, guten Sitten. Die Ehre der Jungfrau, die schon durch die auch hier gebräuchliche Beschneidung einen Trutz hat, wird eifersüchtig bewacht und ihre Verletzung oft mit dem Tode bestraft. Die Frauenehre wird, obgleich der Schleier kaum gebräuchlich ist, nie angetastet. Freilich ist die Sittenreinheit nicht bei allen Stämmen so gut bewahrt und auch hier soll es in den „guten alten Zeiten“ besser gewesen sein. Der Durchzug der Civilisation bringt auch in diese abgelegenen Thäler nicht ihre Segnungen, sondern ihren Pesthauch. Die Sittenreinheit hat dieses Volk viel jünger, frischer bewahrt, als ihre Nachbarn die Beduan. Der Strom europäischer Einwanderung wird die abgelebten Beduan schnell vernichten, während die jugendlichen Schohos nur widerstrebend ihm weichen werden.

Die Schohos sind geistig gut ausgestattet, schlau, vorsichtig, berechnend, geborene Diebe. Der Begriff „Eigenthum“ wird nicht überall so genau defnirt, wie in Europa. Stehlen ist überall eine Schande, Rauben wird aber bei allen Barbaren als Ehrensache angesehen. Wer ohne Bürgen für seine Sicherheit ins Gebiet der Schoho tritt, ist rechtlos und seiner Habe beraubt. Kriegszeiten in den umliegenden Ländern berechtigen natürlich die armen Hirten, ihre Heerden von ausen zu vermehren. Und auch in Friedenszeiten geht hierzu keine Gelegenheit verloren; der Raub wird schnell vertheilt und aufgezehrt, um Rückgabe unmöglich zu machen. Besonders in den letzten Zeiten haben wir gesehen, was ein solches unbotmäfsiges Räubervolk an den Thoren von Massua vermag: es erkennt kein Völkerrecht an; jeder Fremde ist ihm rechtlos; Raub auferhalb der Grenzen gerecht. Innerhalb ihrer Grenzen, unter ihren Landsleuten sind sie indess weder diebisch noch treulos; nur gegen den Fremden glauben sie ganz andere Maximen befolgen zu dürfen. Dies gilt auch von ihren Brüdern, den Somalis, einem

Volk ohne Recht und Gesetz, bei welchem aber dem Fremden, der sich durch den Abbân unter den Schutz des Landes stellt, nie ein Haar gekrümmt wird. Man könnte die Schoho's ihrer jugendlichen Unverderbtheit nach ein hoffnungsvolles Volk nennen; doch ermangeln sie jeder gefälligen Aufsenseite, sie haben keine Spur von Gutmüthigkeit, sind rachgierig, eigennützig, ohne alles ideale Gefühl.

Die Streitigkeiten der Schohos mit Massua verhinderten mich während meines Aufenthalts ihr Land zu durchwandern, wie ich wohl gewünscht hätte. Doch hätte ich auf meiner Excursion nach Zula bald Gelegenheit gehabt, mit ihren liebenswürdigen Qualitäten näher bekannt zu werden. Der gewöhnliche Weg nach Zula führt von Arkiko durch das Gummithal, das wir in einem frühern Artikel erwähnt haben, und verläßt es erst, um über die Abdachung des Kedem ans Meer von Zula hinabzusteigen. Doch giebt es noch einen andern Weg, der dem Meer entlang am Fuße des Berges dahin führt. Auf dem Hinwege nach Zula begegnete ich mehreren Schohos, die sich verwunderten, daß ich auf ihrem Gebiete ohne Führer reise. Doch wagten sie nichts zu thun, da ich bewaffnet und von mehreren Dienern begleitet war. Als ich auf dem Rückwege des Abends das obere Zula passirte, luden mich die Bewohner ein, hier zu übernachten und da ich dies ablehnte, riethen sie mir, den Weg längs des Meeres zu gehen, da sie wußten, daß mehrere hundert Schohos im Bergpasse dem durchreisenden Franken auflauern wollten. Da ich wußte, daß die Leute von Zula die besten Freunde der Schohos sind, verheimlichte ich, welchen Weg ich wählen würde und zog vorbei. Gleich hinter dem Dorfe scheidet sich die Straße. Da es stockfinstere Nacht war, führte mein Beduine mein Dromedar, und da er durch die Reden der Leute gehörig in Angst gesetzt war, hatte er vor, mich ohne mein Wissen auf den untern Weg zu lenken. In demselben Augenblick erhellte ein Blitz den vor uns befindlichen Berg Gedem und ich sah mich unwillig zur Rechten geführt. Ich riß mein Dromedar zur Linken und rief: hier ist der Weg! Wir passirten den Paß und befanden uns am nächsten Morgen wohlbehalten vor Arkiko. Ich erfuhr nachher, daß die Schohos auf meine Furcht rechnend, am Meer mich erwartet und als ich nicht dahin kam, eine Heerde Kühe, die dort weidete, weggetrieben hatten. Hätte ich der Furcht Raum gegeben, wäre es mir theuer zu stehen gekommen, um so mehr, da ich nur meine Jagdflinte mit mir führte.

Die Beduan. Der Beduy ist durch seine Farbe Afrikaner, durch seine Physiognomie Kaukasier, durch seine Sprache Semite. Er ist im Gauzen schwarz, doch giebt es viele Nüancen und die entschiedene Farbe des Negers erreicht er nie. Im Lande selbst unterscheidet man roth (*kâich*), womit Türken und Europäer bezeichnet werden, dunkel-

roth (*hamelmil*) und schwarz (*dsellim*). Die Bewohner von Massua sind viel heller, als die Hirten. Das Gesicht ist wohlgestaltet, die Nase lang und gerade, die Stirne hoch, das Auge groß; der Gesamtausdruck ruhig und nobel; der Körper eher lang, doch nicht selten fett und nicht besonders stark gebaut; die Frau meist delikate, klein, wohlgeformt und besonders durch regelmäßige Gesichtszüge und die ganz griechische Nase ausgezeichnet. Sie ist im Ganzen schön, obgleich ohne den sanften Ausdruck und die Lebendigkeit der Abessinierin.

Man muß den wahren Beduy in Menza und bei den Habab suchen, die mit dem reinen Blut auch den ursprünglichen Charakter und Gesichtsausdruck bewahrt haben, während die Beduan des Samhar sich oft mit Arabern und Schoho vermischten. Die ganze Physiognomie hat etwas Edles. Der würdevolle Ausdruck ist gehoben durch die noble Haltung, den langsamen fast affectirten Gang, die fast römische Tracht, das unbedeckte Haupt mit seinem reichen Haarwuchs und die Ruhe im Vortrag. Die Stimme hat etwas Gutmüthiges, aber Gemeines, was den Eindruck stört, und das Auge, das beim Kinde Muth und Feuer ist, verliert beim Mann den Ausdruck und erinnert daran, daß diese Nation ihre Blüthe und Kraft hinter sich hat. Die Physiognomie bleibt, doch Auge und Stimme verändern ihren Ausdruck mit dem Sinken des Menschen oder des Volkes. — Es ist kein Zweifel, daß außer den Semiten andere rein kaukasische Völker zur Bildung dieser Hirtenvölker mitgewirkt haben. Die Physiognomie läßt nur an Griechen denken, die einst an diesen Küsten blühende Handelscolonien unterhielten und wirklich rühmen sich die Bewohner von Obermenza, die den alten Gesichtsausdruck in seinen edelsten Formen bewahrt haben, Kinder der Franken zu sein.

Die Sprache des Beduy aber ist ganz semitisch. Sie ist das fast rein erhaltene Geez. Während es im christlichen Abessinien, wie das lateinische, nur in den Kirchenbüchern erhalten ist, sonst aber manche Veränderung erlitten hat, lebt es außer seinem Vaterlande unter den Hirten so unverfälscht fort, daß die abessinischen Theologen oft bei den Habab die Volkssprache befragen, um den verlorenen Sinn eines alten Wortes wieder ausfindig zu machen. Das Geez ist durch den verdienstvollen Ludolf in die europäische Wissenschaft eingeführt worden; doch fehlte diesem Gelehrten vor allem die Kenntniß des Tigré (so heißt das Geez unter den Beduan), womit er die Büchersprache vielfach hätte bereichern, berichtigen und erklären können.

Jeder Gebildete weiß, daß das Geez eine semitische Sprache ist, Schwester des Arabischen und Hebräischen. Die Schrift ist fast ganz die verunstaltete koptische, was sich aus den kirchlichen Verhältnissen



erklärt, und geht wie dieses von der Linken aus. Der Sinn des Arabers für mathematisch regelmässige Formen hat sich auf das Aethiopische nicht erstreckt, das getreuer als seine gelehrten Schwestern die rohen Urformen des Semitischen bewahrt hat. Die Bildung der Conjugation aus der Verbindung des Verbums mit dem persönlichen Fürwort ist frisch erhalten; die Endlauter werden auch in der Aussprache nicht vernachlässigt. Ueberhaupt hat der Vocal seine Bedeutung nicht verloren und wird schon in der Schrift charakteristisch hervorgehoben; die einzelnen Selbstlauter werden nicht wie im Arabischen vermischt und Diphtonge sind nicht selten, die Consonanten sind fast die gleichen, obgleich die Gutturalen und Dentalen weniger charakteristisch sind. Das radikale Elif, Wau und Yé haben dieselbe Kraftlosigkeit, doch ist ihre Umwandlung im Geez nicht so regelmässig. Der Dualis fehlt. Die Wurzeln sind, wie im Arabischen, Verben von 3 Consonanten. Doch giebt es viele unvollständige wurzellose Wörter, die auf das Ursemitische hindeuten. Das arabische Passiv durch Umlaut fehlt. Die Zeiten sind die gleichen; doch ist die lebende Sprache einfacher, indem sie das Futurum durch Hilfszeitworte ersetzt. Die Conjugationen des Arabischen finden sich auch im Geez unvollständig und verändert wieder; doch sind sie im Tigré, wie im Neuarabischen, sehr beschränkt und haben ihre productive Kraft verloren. Die Negation y theilt unsere Sprache mit der hebräischen. Das lebende Geez oder Tigré ist in seiner Construction sehr einfach, leicht und für's Gehör angenehm. Im Hamazen ist es schon sehr verderbt, im eigentlichen Tigré bildet es fast einen neuen Dialekt, das Tigrîña, während das Amhariña eher Afrika anzugehören scheint, als der semitischen Sprachfamilie. Das reinste Geez findet man aber ohne Zweifel in Menza und bei den Habab.

Verfolgen wir jetzt das Leben des Beduy von der Wiege bis zum Grabe. —

Das neu geborne Kind wird zunächst benannt. Die Leute in der Nähe von Massua nehmen ihre Namen fast immer aus den Erinnerungen des Islam, während die neu bekehrten Habab die alten ihrem Lande eigenthümlichen Namen noch immer nicht aufgegeben haben, die entweder ganz heidnisch klingen oder an das Christenthum mahnen. Die Beschneidung ist hier wie in Abessinien allgemein, hat aber in dem letztern nicht mehr eine religiöse Bedeutung. Den heidnischen Gallas dagegen ist sie unbekannt. Die Incisio der Frauen, über die man sich in den Reisebeschreibungen nach Darfur belehren mag, ist unter den Schoho, Beduan, Bogos und über's Gasch hinaus bis nach Darfur hin allgemein gebräuchlich, um die Jungfräulichkeit zu bewahren. Doch

erstreckt sich diese barbarische Sitte, die schwere Kindesnöthen und oft Fehlgeburten nach sich zieht, nicht nach Abessinien.

Die Knaben und Mädchen wachsen zusammen bei den Heerden auf, die fast ebenso gelehrt sind, wie ihre Hüter. Das Mädchen bleibt bis zur Heirath bei der Mutter, während der Knabe meistens den Vater auf den Markt von Massua begleitet und früh mit dem Reiten der Dromedare vertraut wird. Man denkt nie daran, diesen ein Handwerk oder das Mädchen weibliche Arbeiten lernen zu lassen, da die einzige Bestimmung des Mädchens darin besteht zu heirathen und nichts zu thun und die des Knaben, ein ebensoguter Butterfabrikant zu werden, wie sein Vater. In Massua werden die Knaben früh in die Handelsgeschäfte eingeweiht und lernen meist lesen und schreiben, was bei den Beduan selten der Fall ist. Die Hirtenmädchen in der Umgegend von Massua verdienen immer etwas Geld, indem sie in die Stadt Wasser und andere Provisionen tragen. Die kleinsten Mädchen werden sorglos dahin geschickt und oft um mehr als ihr Geld betrogen, deswegen werden sie gewöhnlich nicht die besten Frauen, sie werden coquett und sehr auf's Geld erpicht. Die Delicatesse der Unschuld darf man in diesem Lande nicht suchen, sie ist auch bei der einfachen Einrichtung der Häuser und der Ungenirtheit der Unterhaltung nicht möglich. Aergerniß nimmt man an der letztern nicht; auch besteht die einzige Sorge der Familie darin, daß das Mädchen den äußern Schein der Jungfräulichkeit nicht verliere. Ein solcher Fall ist das höchste Unglück für eine Familie. Bemerkt man, daß ein Mädchen verführt worden ist, so wendet man alle Mittel an, den Verführer kennen zu lernen, der oft durch eine Heirath sein Verbrechen sühnen muß. Hat ein Mädchen geboren, so wird das Kind von seiner Großmutter unbarmherzig getödtet. Ich habe oft von solchen Verbrechen gehört, ohne daß die Justiz sich darum bekümmerte; die Eltern werden in diesen Ländern als Herren der Kinder betrachtet; der Staat hat hier nicht mitzusprechen. Zuweilen gelingt es, den ganzen Vorfall so geheim zu halten, daß das Mädchen später heirathet; im andern Falle sucht man dasselbe nach Dahalak zu verheirathen, da die Bewohner dieser Inseln stets Mangel an Frauen haben und deshalb nicht sehr wählerisch sind.

Der Schleier wird vor der Heirath nie getragen und auch nachher ist er nur vor Fremden und bei Reisen gebräuchlich und bedeckt das ganze Gesicht. Doch richten sich die Bewohner Massua's viel mehr nach der arabischen Sitte.

Die Mädchen haben auch, wenn sie erwachsen sind, alle mögliche Freiheit; sie gehen aus und ein, wie es ihnen beliebt. Ich kann hier eine eigenthümliche Sitte nicht unerwähnt lassen. Am 8ten des Monats

Aschur ist es nämlich den Knaben erlaubt, jedes Mädchen, das sie antreffen, unbarmherzig durchzupeitschen, was gar nicht sentimental ausgeführt wird. Da sich die Mädchen natürlich an diesem Tage in den Häusern verborgen halten, verstellen sich die Knaben als Bettler oder wenden irgend eine andere List an, um sie herauszulocken. Da in dieses an sich unschuldige Spiel nicht selten sehr große Kinder sich mischen, entsteht oft böser Streit und Familienhafs daraus.

Das freie Verhältniß der beiden Geschlechter verändert sich gänzlich durch die Heirath. Die Verlobung wird meistens sehr früh zwischen den Eltern oder Vormündern abgemacht, die es dabei auf Familien-Allianzen absehen. Doch geschieht es oft, daß der Jüngling, der immer den ersten Schritt zu einer solchen Verbindung zu thun hat, bis in das männliche Alter wartet und dann seiner Neigung folgend wählt. Bei der Verlobung wird die Summe abgemacht, die der Knabe dem Vater des Mädchens zu geben hat, und der auch Geschenke in Kleidungsstücken für die Mutter und die Verlobte beigefügt werden. Doch wird dies dem Knaben gut geschrieben und der Werth dieser Geschenke ihm bei der Heirath vom Schwiegervater in Kühen zurückerstattet. Die Summe ist natürlich je nach den Verhältnissen der Leute. Vom Tage der Verlobung an ist der Jüngling verpflichtet, seiner Braut und deren Mutter sorgfältig auszuweichen. Sie nach der Verlobung sehen zu wollen, wird für sehr unanständig gehalten und führt oft die Auflösung des Verhältnisses herbei. Begegnet der Jüngling der Braut unerwartet, so verhüllt diese ihr Gesicht und ihre Freundinnen umringen sie, um sie dem Blicke des Bräutigams zu entziehen. Man geht nie eine eheliche Verbindung ein, ohne die Wahrsagerin des Dorfes über sein künftiges Schicksal befragt zu haben, und bei einem schlechtem Omen wird das Verhältniß aufgelöst. Kommt die Heirath durch irgend einen Zufall nicht zu Stande, so wird natürlich Alles zurückerstattet, was der Vater von dem Knaben empfangen hat.

Die Heirath erfolgt gewöhnlich ein Jahr nach der Verlobung, obgleich dies kein Gesetz ist. In Massua, das die alten Gebräuche nicht mehr so rein bewahrt hat, kann man in jeder Jahreszeit heirathen, während die Beduan nur im Winter diesen Act begehen, und, ohne Kalender ihres katholischen Alterthums eingedenk, nie in der Fastenzeit. Der Sonntag wird als ganz besonders günstig dazu angesehen. In Massua macht der Bräutigam dem Mufti einen Besuch, der ihm die Ermahnungen eines Pfarrers zu Theil werden läßt. Die Heirath selber verlangt aber nur die Zeugen, wie sie der Islam aufzählt. Man verheirathet sich, der Jüngling von 17 Jahren an, das Mädchen von 12, doch oft viel später, besonders in der Stadt.

Am Tage der Heirath versammeln sich die Knaben bei dem Bräutigam und die Mädchen bei der Braut und verbringen mit Spielen und Unterhaltung den Tag. Gegen Abend setzen sich die Freunde in Bewegung, um die Braut abzuholen, die nach einigen Unterhandlungen ver mummt von den Freundinnen ins Haus des Bräutigams gebracht und diesem übergeben wird. Die Festlichkeit dauert drei Tage, die der Neuverheirathete gewöhnlich bei seiner Frau zubringt, während die Anwesenden mit Honigwasser, Kaffee, Reis in Butter, Süßigkeiten und Fleisch tractirt werden. Da der Wein fehlt, bleibt aber alles ziemlich nüchtern. Tag und Nacht werden zwei verschieden gestimmte Pauken geschlagen, gesungen und von den Knaben Waffentänze improvisirt. Eigenthümlich ist die Sitte, daß jeder Eingeladene dem Bräutigam vor Zuführung der Braut einen oder mehrere Thaler zuwirft, was bei einer spätern Verheirathung des Gastes auf gleiche Weise zurückerstattet wird. Zu gleicher Zeit führt der Schwiegervater die stipulirten Kühe herbei, was dem Ehepaar einen gewissen Fonds sichert. — Das Hochzeitsgeschenk des Bräutigam's an die Braut sind silberne Ringe um die Knöchel, die Arme, in die Nase, die Ohren, und ein Kamm für die Haare. In der Stadt wird alles dieses sehr massiv gearbeitet, und eine Frau trägt oft für 200 Thaler Schmuck. Bei den Beduan ist man aber viel bescheidener, meistens genügen zehn Thaler. Dessenungeachtet leben viele Leute im Concubinat, bis sie im Stande sind, ihrer Frau einen anständigen Schmuck zu geben. Dieser allein und die Kleidung, die den ganzen Leib bedeckt, unterscheidet die Frau von der Jungfrau.

Die jungen Eheleute bleiben vierzig Tage im Hause, wo sie von den intimen Freunden besucht werden. Bei einigen Stämmen muß die Frau volle 3 Jahre im Hause aushalten, ohne auszugehen oder eine Arbeit anzurühren. — Da die Heirath in der Stadt große Ausgaben mit sich führt, ist Polygamie und Scheidung sehr selten, während der Beduy mit der Heirath seinen Viehstand vermehren will und daher oft drei Frauen nimmt. Dies ist besonders häufig bei den christlichen Bogos, die aber den Katechismus etwas vergessen zu haben scheinen. Heirathet jemand ein zweites Mal, so wird wenig Gepräng gemacht und der Mann bleibt nur etwa 14 Tage im Hause.

In jedem Hause ist in der Erde ein Gefäß mit enger Oeffnung angebracht, das jeder Zeit, besonders in den Flitterwochen mit duftendem Rauchwerk angefüllt wird. Die junge Frau setzt sich, von Kopf bis zu Füßen wohl verhüllt darauf und bleibt mehrere Stunden diesem Qualm, womit man den ganzen Körper wohlriechend machen will, ausgesetzt. Außerdem werden Hände und Füße stark mit Henna gefärbt, die Haare, nach der Art unserer Damen aufgescheitelt, mit Pomaden



erfüllt und mit Blumen besteckt und endlich der ganze Körper mit wohlriechendem Oele gesalbt, so daß eine Dame von Weitem die Atmosphäre auf eine Weise afficirt, die einem Fremden Schwindel verursachen muß, von den Eingebornen aber als Vorgeschmack des Paradieses betrachtet wird. Da die Frau Nichts zu thun und kein anderes Bestreben hat, als dem Mann zu gefallen, so bringt sie die ganze Zeit, die nicht mit Schlafen oder Schwatzen hingeht, mit ihrer Toilette zu.

Die Frau des Beduy betet selten, worin ihr übrigens ihr Mann das Beispiel giebt. In Massua dagegen sind die Frauen sehr auf's Beten versessen und etwas fanatisch. Wir können den Contrast nicht unbemerkt lassen, der sich in dieser Hinsicht zwischen dem Christenthum und dem Islam zeigt. Unsere Religion scheint eine Religion der Frauen zu sein und der Islam eine Religion der Männer. Im Beten giebt die christliche Frau ohne Zweifel das Exempel, während es bei den Muslimin gerade der Mann ist, dem das Bethaus ausschließlichs geöffnet ist, die Frau hingegen kaum an Religion und Gebet gemahnt wird. Auch würde sie bei den häufigen Niederwerfungen und Kopfdrehungen, die das Gebet fordert, eine sehr komische Rolle spielen. Die Frau schuldet dem Manne Gehorsam und Unterwürfigkeit, die sich in der Fußwaschung am Besten ausdrückt. Sie geht nicht aus ohne des Mannes Wissen. Dagegen wird die verheirathete Frau als ein Wesen angesehen, das über der Arbeit steht. Der Mann selbst würde entrüstet sein, wenn man seiner Ebehälfte irgend einen häuslichen Dienst zumuthen wollte. Uebrigens sind die wenigsten reich genug, sich eine Sklavin oder Dienerin zu halten. Da muß die Frau gezwungen aus ihrer Sphäre hinabsteigen. Doch ist die Küche und das Hauswesen so einfach, daß nicht viel Mühe erfordert wird. Mit Nähen, Stricken und Weben sind die Beduan-Frauen gänzlich unbekannt und würden solche Beschäftigung als Entehrung ansehen. In diesem Punkte sind sie noch viel schlimmer, als die Araberinnen, die doch aus der Faulheit keinen Grundsatz machen, während die abessinischen Frauen, vornehm und gering, nie müßig gehen und ihren Stolz darein setzen, daß alle Kleider aus ihren fleißigen Händen hervorgehen und daß dem Mann bei der Heimkehr von seinen Geschäften die Lieblingsgerichte vorgesetzt werden, die ihm die erfahrene Hand der Hausfrau selbst zubereitet hat. Dieser Contrast in der Stellung der Frau führt mit sich, daß der Abessinier mit selbstgewobenen Zeugen gekleidet geht und der ausländischen Fabricate nicht bedarf, während der Beduy ohne die Einfuhr vom Ausland nackt gehen müßte. —

Scheidung kommt nicht sehr häufig vor, da der Mann Gelegenheit hat, das Mädchen, das er heirathen will, kennen zu lernen. Die Kinder bleiben bei der Mutter, die dafür alle Hochzeitsgeschenke behält.

Ehebruch von Seite der Frau wird selten rüchbar und meistens durch Scheidung im Stillen gesühnt. Der Mann dagegen hat alle Freiheit, besonders bei den Habab, und benutzt sie ohne Scheu. Deswegen sind in jedem Dorfe öffentliche Mädchen, meistens von dem genannten Volke, und sie wohnen ungescheut mit den andern Leuten zusammen. Bei Todesfällen dienen sie als Klageweiber, bei Festlichkeiten werden sie angestellt, unter Begleitung der Pauken und Harfen zu singen. Außerdem geben sie sich mit Bereitung des Honigweins und des Bieres ab. Ihre Stellung ist zwar im Koran scharf genug bezeichnet, doch liegt darin in diesen Ländern, wo die Moral viel laxer aufgefaßt wird, nicht das Schreckliche, wie z. B. in Europa. Und ebendeswegen, weil sie sich nicht so degradirt fühlen, wie ihres Gleichen in christlichen Ländern, verlieren sie nie einen gewissen Anstand, der sie von der ärgsten Versunkenheit zurückhält. Bei den Habab und zu Menza wird die Einweihung eines öffentlichen Mädchens zu einem Volksfest gemacht, wo immer mehrere Kühe geschlachtet und eine Nacht unter Gesang und Waffentanz zugebracht wird. Der Leser wird sich eines Entsetzens über diese Sitte nicht erwehren können; aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese Barbaren kaum besser unterwiesen werden — und das Bewußtsein erst macht die Sünde zum Verbrechen, — während der stolze Europäer von Kindheit auf wohl weiß, was gut und schlecht ist und deshalb eine viel schwerere Verantwortlichkeit trägt.

Die Eheleute bauen sich mit Beistand von Freunden und Verwandten ihr eigenes Haus. Zu diesem Behuf werden die Kameele ausgeschiedt, um eine genügende Menge von Stangen und Rohrgras heimzubringen. In der Nachbarschaft von Massua werden die Häuser gewöhnlich in der Form eines länglichen Vierecks aufgerichtet, die vier Hauptbalken mit vertikalen Stangen verbunden und das Ganze mit einer aufgebundenen Schicht Gras bedeckt, ohne anderes Licht, als das durch die Thüre einströmt. Das Dach wird gewöhnlich mit einem Meergras bedeckt, das von Dahalak kömmt und ganz wasserdicht ist. Das Haus ist in zwei Zimmer getheilt, wovon das eine der Familie vorbehalten ist und nach hinten einen ganz besondern niedern Ausgang hat. Diese Art Häuser ist aber unter den Habab und bei den übrigen Stämmen des Innern ungebräuchlich. Das eigenthümlich beduinische Haus hat die Form einer Kuppel, die durch gebogene Aeste und Stangen gebildet wird; die Wände sind von Natten, die Decke von Häuten gebildet, die den Regen abhalten und dazu beitragen, die Wohnung kühl zu halten, da die Natten die freie Luft passiren lassen. In dieses runde Haus ist ein gleichgeformtes Häuschen hineingestellt, das von der Frau bewohnt wird und das Privatzimmer bildet. Diese Häuser können in zwei Tagen bequem aufgerichtet und sehr leicht abgebrochen

und forttransportirt werden. Sie sind selten sehr geräumig; wer einen großen Haushalt hat, bringt ihn in 2 oder 3 solcher Hütten unter, besonders wenn mehrere Frauen vorhanden sind.

Diese Architektur verlangt keine Maurer noch Zimmerleute. Es giebt unter den Beduan keine Handwerker. Die Schuhe verfertigt sich jeder selbst; sie bestehen aus einer Sohle, die mit Riemen am Fuße befestigt wird und die Oberfläche desselben sichtbar läßt. Viele Leute gehen barfuß, was aber in diesem Dornenlande nicht angenehm ist. Die Leute von Massua verwenden viel mehr Kunst auf die Verfertigung dieser Sandalen, die in der Stadt zu einem sehr geachteten Handwerk geworden ist. Das Leder dazu wird sehr solid bearbeitet, die Riemen bunt gefärbt, die Sohle sehr dicht gemacht. Das Ganze erinnert an die Sandalen der alten Griechen, denen diese Tracht wohl entlehnt sein mag, während die leichten Schuhe der Beduan sehr einfach, aber auf Reisen viel bequemer sind.

Die Kleidung besteht nur aus einem Stück Zeug, das um die Lenden gewickelt wird und einem großen breiten viereckigen Stück, Arida, darüber, dessen zwei Enden kreuzweise über die beiden Schultern geschlagen werden. Die unverheiratheten Mädchen tragen im Innern selten mehr, als einen mit Franzen versehenen Gürtel um den Leib. Die Frauen tragen das Futtah und das Schadir, das den ganzen Leib bedeckt. Das Futtah, das man in Massua von den Baniänen kauft, wird oft (wie bei den Schohos) durch ein ganz weich und weiß gegerbtes Stück Kuhhaut ersetzt. Die Männer verachten Tarbusch und Turban, die nur in der Nachbarschaft von Massua gebräuchlich sind; abweichend von den Arabern lassen sie den Haaren ihr volles Wachsthum und frisiren sie auf sehr mannichfaltige Weise, meistens in der Art, wie es am Hofe Ludwig's XIV. gebräuchlich war; als Pomade dient wohlriechendes Oel und Schmalz, das den Haaren einen weislichen Glanz giebt und ihren Wuchs befördern soll. Da die Beduan meist sehr reichliche, lange schwarze Haare haben, kann man einer solchen Frisur eine gewisse wilde Schönheit nicht absprechen.

Die Beduan sind ihrer Beschäftigung und ihrer natürlichen Anlage nach Hirten, treiben aber auch unter Benutzung der Winterregen Ackerbau. Um Massua wird wenig gepflanzt, während die Habab und Menza ganz von selbst gebauter Durra leben. Der Ackerbau ist in seiner Kindheit, doch haben die Leute Neigung dazu und aufgemuntert würden sie sich ganz darauf legen. Jetzt aber bleibt die Viehzucht noch immer die Hauptsache. Man kann nicht sagen, daß es in der Umgegend von Massua reiche Viehzüchter giebt, die Tausende von Kühen besitzen. Die Kuh des Samhar ist klein und giebt bei dem magern Futter wenig Milch; die der Berge ist viel beträchtlicher.

Ziegen werden besonders in der Nähe der Stadt in großen Heerden unterhalten, um diese mit Milch und Fleisch zu versorgen. Um die Milch in der Hitze zu conserviren, wird sie stark geräuchert, was ihr einen unangenehmen Geschmack verleiht. Das Kameel des Samhar ist sehr groß und fett, trägt viel, ist aber schwerfällig und ermüdet den Reiter. Seine fette Weide ist das Thal von Ailat. Das der Habab ist ebenso groß, aber im Bergsteigen sehr gewandt und dient zum Reiten und Tragen. Als Reitthier ist besonders das zarte feine Kameel der Arendoa berühmt, das von Jugend auf zur Jagd abgerichtet wird. Die Qualität des Kameels verbessert sich, jemebr man sich dem Gasch und Sennaar nähert. Die schlechteste Art ist das Dankali, das sehr klein und scheu ist. Die männlichen (*geml*) dienen zum Reiten und Lasttragen; die weiblichen (*ensa*) geben eine Milch, die sich lang trinkbar erhält und der Gesundheit äußerst zuträglich ist. Die Beduan lieben das Kameelreiten sehr und thun es mit vieler Grazie. Den Sattel verfertigen sie selber aus einem sehr starken gelben Holz, auf die Weise, daß über den zwei Jochen ein Sitz angebracht ist, worauf man so bequem wie auf einem Stuhle sitzt, die Beine herabhängend oder gekreuzt. Ein gutes Dromedar scheut Wettrennen mit dem Pferde nicht, das auf lange Distancen nicht mit ihm rivalisiren kann. Für heiße Länder ist das Kameel das beste Reitthier; man kann Tage lang damit reisen, ohne sich ermüdet zu fühlen. Pferde sind unter den Beduan selten und werden erst gegen Barka zu häufiger, wo man die Dongola findet. Von dort kommen auch die Esel, die in allen diesen Gegenden als Lastthiere dienen; Maulthiere bringt der Verkehr mit Abessinien hieher.

Die Beduan haben zwar feste Dörfer, doch zieht ein Theil der Bewohner stets mit den Heerden umher, wie die Schohos, baut sich an den zeitweiligen Weideplätzen improvisirte Lager und beschreibt im Laufe des Jahres einen großen Wanderkreis, der im nächsten Jahre von Neuem zurückgelegt wird. Es ist natürlich, daß über die nie fest begrenzten Weideplätze oft Streit entsteht. — Das einzige Fabrikat der Beduan ist die Butter, die bei der großen Hitze ganz flüssig in Bockshäuten auf den Markt gebracht wird. Die Beduan sind große Liebhaber davon und trinken bedeutende Quantitäten ohne Widerwillen. Käse wird nicht fabrizirt. Die gewöhnliche Nahrung des Beduy ist Milch und Durra mit Butter. Brod ist im Innern selten; die Durra wird gemahlen und mit Wasser zu einem Brei angemacht, der unter den Namen *Acid*, *Keled* sehr beliebt ist. Fleisch wird selten und eigentlich nur bei Festlichkeiten genossen. Reis, Datteln und Kaffee werden als Luxus betrachtet. Als Getränk hat man eine Art Bier, das aus Durra oder Hafer bereitet ist und sehr sauer und bitter schmeckt;



die Habab und Bogos bereiten auferdem den Honigwein der Abessinier (*Més, Téttsch*). Leute, die sich streng an den Koran halten, trinken Honigwasser ohne Gährung, dessen sich auch die abessinischen Muslimin bedienen.

Einen wichtigen Theil der Bevölkerung bilden die Sklaven. Reine Gallas bleiben selten im Lande und dies nur in Massua, während die Schangallas von den reichen Beduan für den Hausdienst angekauft werden und durch ihr gebundenes Verhältniß meist mehr Vertrauen sich erwerben, als gewöhnliche Diener. Es giebt keine Nation, die unter so rohen Gesichtsformen so gute liebenswürdige Eigenschaften verbirgt, wie die Schangallas. Sie sind treu, friedlich, demüthig und äußerst thätig. Man kann alles aus ihnen machen, wenn schon die Gallas intelligenter sind. Das tiefe Gemüthsleben spiegelt sich in den fröhlichen Liedern ab, die bei keiner Arbeit fehlen, während der stolze melancholische Galla nie seine Heimath vergift und seinem Schmerz in melodisch klagenden, aber eintönigen Gesängen Luft macht. Die Sklaven sind ihrer Mehrzahl nach weiblich. Der Sklave wird von den Muslimin nicht wie in Nordamerika für industrielle Zwecke gekauft, ist nicht Arbeiter, sondern wird ein Familienglied, das im Lauf der Jahre darin großen Einfluß erlangt und selten schlecht behandelt wird. Wird eine Sklavin im Hause schwanger, so wird sie nie von ihrem Kinde, das natürlich auch Sklave wird, getrennt und nur bei höchster Nothwendigkeit mit ihm zusammen verkauft.

Eine eigenthümliche Sklaverei existirt bei den Habab und Bogos, wo es sehr viele einheimische Familien giebt, die Leibeigene sind. Diese Hörigkeit ist jedoch keineswegs streng, da der Leibeigene bei schlechter Behandlung sich einen andern Herrn suchen kann, von dem man ihn nicht mehr zurücknehmen kann. Ich glaube diese Sklaverei aus den häufigen Kriegen erklären zu müssen, wo man die Gefangenen wegführt. Auferdem verkaufen arme Leute, von Elend getrieben, ihre Kinder, die aber in ihrer Leibeigenschaft viel besser daran sind, als in der Freiheit.

Oft werden bei dem ungeordneter Zustand des Landes Beduinenkinder geraubt und in Massua im Geheimen verkauft; so machen es viele Beduan zu ihrem Geschäft, von dem wehrlosen Menza Mädchen zu stehlen. Solche Raubzüge werden selten bestraft und es giebt viele Leute in der Umgegend von Massua, die dadurch reich geworden sind.

In staatlicher Beziehung ist bei den Beduan die Eintreibung der Abgaben die Hauptsache. Verbrechen kommen selten vor. Zu Diebstahl fehlt die Anreizung, da alles Eigenthum in Heerden besteht und deren Raub eher als Krieg qualificirt und demnach gerächt wird. Ich habe von einem einzigen Beispiel gehört, dafs ein Beduy, der in Ge-

schäften in's Innere ging, in der Wildniss beraubt und ermordet wurde. Der Naib wollte sich der Sache nicht annehmen, doch der damalige Gouverneur Ismael Aga liefs den Mörder, der gestand, daß er schon mehr als 20 Leute ermordet habe, am Gerar vis-à-vis Massua aufknüpfen. — Eigentliche Criminalproceduren kommen nie vor, sie werden in patriarchalischer Weise erledigt: so wurde dann und wann auf der Insel gestohlen und selbst Leute vergiftet — man exilirt die Thäter. Im letzten Jahre wurde ein angesehener Bürger von Ailat vergiftet; die Volksstimme und gewichtige Indizien warfen die Schuld seines Todes auf Soldaten, die der Frau desselben nachgegangen waren. Doch wagte Niemand zu klagen und der Pascha hätte es auch nicht gewagt, eine Untersuchung einzuleiten. Das höchste Verbrechen in diesem Land ist Freimüthigkeit gegenüber, dem Pascha, welches *crimen laesae majestatis* ohne Anstand mit Bastonade und Fulseisen bestraft wird. Seitdem der Naib heruntergekommen ist, hat der Pascha auch die Rechtspflege auf sich genommen; doch ist die Justiz ziemlich blind, wenn sie auch nicht gleiche Waage hat, und wird stets mehr durch Laune, als durch ein Princip bestimmt. Mord scheint hier als ein Civilverbrechen betrachtet zu werden, das erst auf Klage hin untersucht wird.

Im Ganzen muß man gestehen, daß unter den Beduan schwere Verbrechen selten sind. Räuber und Mörder von Profession, wie man sie in Europa vor den Assisen erscheinen sieht, findet man hier nicht. Es ist klar, daß in diesen Ländern viel zu wenig regiert wird, daß der Staat kaum mehr, als eine finanzielle Einrichtung ist; die Türken sind die schlechtesten Regenten von der Welt, und doch geht in diesen barbarischen Ländern alles seinen ziemlich ordentlichen Gang und bei aller Ohnmacht des Staates ist es erstaunlich, wie wenig die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährdet wird. Der Beduy ist zwar kleinen Diebereien und Betrügereien gar nicht abhold, doch fällt er nie in's Extrem.

Den Beduan eigenthümlich sind die Wetten (*rähn*), die wegen unbedeutender Streitpunkte oft sehr hoch gehen. Der Naib hat die Entscheidung und den Nutzen, da der Theil, der Unrecht hat, das gewettete Gut, seien es Kühe, Sklaven oder Geld, ihm übergeben muß.

Die Waffen des Beduy bestehen in einer kurzen Lanze, einem schwarzen, runden kleinen Schild meist aus Elephantenhaut und einem langen, geraden, breiten, zweischneidigen Schwert, das er über die linke Schulter hängt. Die gewöhnlichen Klingen sind deutsches Fabricat, doch giebt es eine Art, die den Namen *Frenghi* hat und sehr geschätzt wird. Sie ist damascirt und hat eine außerordentliche Schärfe. Sie stammt wahrscheinlich von den Sarazenen ab, ist ziemlich selten und besonders bei den Habab sehr gesucht. Die Beduan sind sehr gewandt

in der Führung des Schwertes, mit dem bewaffnet sie selbst den Löwen nicht fürchten. Panzer sind selten geworden und nur noch gegen das Sennaar hin gebräuchlich. Kriege entstehen oft aus Räubereien oder Differenzen wegen der Weideplätze und werden gewöhnlich durch den Naib beigelegt. Die Habab sind als sehr hitzig bekannt und Händel bei ihnen fallen meist sehr blutig aus; der Sieger führt die Heerden des Besiegten fort, macht die Gefangenen zu Sklaven und verbrennt die Dörfer. Die stete Uneinigkeit zwischen den einzelnen Stämmen allein hat es dem Naib möglich gemacht, alle zu unterjochen.

Die Beduan haben theils aus Gewohnheit, theils zur Sicherheit die Sitte, bewaffnet auszugehen. Vor einem Treffen ermuthigen sich die Jünglinge mit Gesang und Waffentanz unter Begleitung der Pauken. Es giebt im Lande eigentliche Sänger oder Declamatoren, die in halb melodischen Anreden das Lob eines Mannes improvisiren. Die Beduan lieben Tanz und Gesang unter Begleitung der Harfe. Der Tanz besteht mehr in wunderlichen Verbeugungen und Verdrehungen, als in einer leichten runden Bewegung, nie zu Paaren, wie bei uns, doch oft durch mehrere Personen zusammen ausgeführt und von Gesang und Declamation begleitet. Die Lieder der Beduan sind sehr einförmig, nach europäischem Ohr ohne Takt und ohne Melodie, doch ermangeln sie eines eigenthümlichen Reizes nicht. Sie fehlen bei keiner Gelegenheit, am allerwenigsten auf der Wanderschaft in der Wüste, wo das Lob des Propheten in Wechselreimen gesungen das Auge munter, die Nacht kurz und das Herz furchtlos macht.

Die Religion der Beduan ist mit Ausnahme der Bewohner Menza's der Islam. Doch ist er bei den meisten Stämmen noch so jungen Datums, dsfs er auf die Gesellschaft wenig eingewirkt hat. Von der altchristlichen Zeit sind noch immer Ueberbleibsel da. Der Samstag heisst *Sembet nusch* (kleiner Sabbath), der Sonntag *Sembet abei* (grofser Sabbath). Weihnachten und Ostern kennen die Beduan so gut wie wir, obgleich sie doch kaum den Kalender lesen. Doch ist die Erinnerung an die alten Zustände ganz verloren, und obgleich man sieh wenig um dogmatische Lehrsätze kümmert, hängt man doch fest an dem Glauben im Allgemeinen. Der Islam greift sehr schnell um sich, da er praktisch einfach und leicht verständlich ist und dem Hang der Menschen nach Formen schmeichelt. Die Beduan beten selten und fasten noch weniger; den geistigen Getränken haben sie noch nicht abgesagt. Doch wissen sie und sind stolz darauf, daß sie Moslemin sind und Mohammed hat in ihre Lieder d. h. in das Volksgefühl Eingang gefunden. Die Feste des Islam haben die altnationalen verdrängt.

Wo der Glaube nicht klar ist, da wuchert der Aberglaube. Es giebt viele wunderthätige Scheichs, die mit ein Paar Koranversen

Kranke heilen, Teufel bannen und sogar ein kaltes Mädchenherz in Gluth bringen können. Sie lassen sich natürlich dafür gut bezahlen. Von einigen Frauen glaubt man sogar, dafs sie dann und wann im Himmel Visiten abstatten. An bösen Geistern fehlt es besonders in alten Steinhäusern nicht, und wo einmal vor vielen hundert Jahren eine Unthat geschehen, da hat der *Mussubian*, der seinen Frieden nicht gefunden, noch immer seinen Sitz und verscheucht die ängstlichen Menschenkinder. Alte Frauen (*Gatata*) prophezeien, und niemand thut einen wichtigen Schritt, ohne ihr Orakel zu befragen. Auch an Wehrwölfe glaubt man; die Hyänen sind böse Geister, deren Heulen den Tod verkündet. Schwarze Vögel zur Rechten und ein altes Weib zur Linken rathen von einer Reise ab, die nur an glücklichen Tagen unternommen wird. Wer am Freitag oder Sonntag in's Meer geht, mag Meerwasser zu schmecken bekommen. Und der böse Blick oder ein haderndes Wort bringt den Menschen an's Sterbelager.

Bei Krankheiten wird gewöhnlich sehr unvernünftig verfahren. In der Stadt giebt es einige einheimische Doctoren, die für Geld practisiren und in Bezug auf die Landeskrankheiten ziemlich gute Erfahrungen besitzen. Doch helfen sich die meisten Leute ohne sie. Fieber sollen mit eiskaltem Wasser gekühlt werden, bei Diarrhoe wird eine Masse saurer Milch getrunken. Hauptmedizin ist aber das *Waraka* (Koranverse) die das böse Auge kraftlos machen. Kömmt endlich der Tod, so werden die Gebräuche des Islam beobachtet. Die Klageweiber überschreien den Schmerz. Der Mann trauert nur wenige Wochen um die Frau, während diese ein ganzes Jahr lang jede Nacht mit ihren melodischen Klagen in Wechselgesängen mit ihren Freundinnen ausfüllt. Die Gräber sind grofse runde Hügel, die von calcinirten Steinen bedeckt und nie angetastet werden. Auf den Gräbern der Grofsen bei den Habab werden Hunderte von Kühen geschlachtet und zu ihrem Andenken Steinhäuser (*Maraba*) errichtet.

Der Beduy ist ruhig, bedacht, intelligent, wenn auch ohne die geistige Regsamkeit des Arabers. Es ist nicht schwunghaft und idealistisch, besitzt aber viel praktischen Verstand. Er liebt das Geld, wird aber nie sehr reich, da er es durch kleine Kniffe zu erwerben sucht und nie in kaufmännischen Speculationen. Er liebt zu leben und ist gastfreundlich gegen Landsleute, bettlerisch bei dem Europäer, an dem er nur eine Eigenschaft schätzt: sein Geld. Er ist sinnlich und kennt kein ideales Glück. Doch fehlt die Excentricität, die Leidenschaft. Deswegen wird er nie sehr unglücklich, und von Wahnsinn habe ich nur ein Beispiel gesehen, einen Menschen, dem der Umgang mit freidenkenden Europäern seinen Glauben und damit den Verstand genommen hatte.



Der Beduy ist nicht verschlossen und mürrisch, wie der Schoho; er ist heiter und artig; gesprächig und sogar zuvorkommend; er weifs seine schlechten Eigenschaften unter schmeichelnden Worten zu verbergen; doch macht er unwillkürlich den Eindruck eines verblühten abgelebten Volkes und dies besonders aus drei Ursachen.

Die erste ist der Mangel an moralischer Energie, die nur aus der Selbstachtung entspringt. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, dafs der Beduy nicht feig ist. Im Kampf mit wilden Thieren zeigt er oft eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit. Ein Mann von Ailat wurde von einem Löwen angegriffen. Als man ihm nachher sagte, wie lang er damit zu ringen gehabt, sagte er, er hätte ihn schnell tödten können, das köstliche Fell habe ihn aber gereut. Einem andern wurde in der Nacht sein Kameel von einem Löwen angegriffen. Der Beduy stellt sich zwischen beide und furchtlos, aber respektvoll redet er den sitzenden Gegner an, wie er nur über seine Leiche weg könne. Der Löwe wartet ruhig bis er ausgeredet und als er sich zuletzt auf seine Beute stürzt, trifft ihn das schneidende Schwert. — In Kriegen haben sie oft Proben von Muth gegeben. Dessenungeachtet ist es ein paar hundert gar nicht gut bewaffneten Türken möglich, das ganze Land unterwürfig zu halten; sie haben den Beduan gegenüber einen Ton der Ueberlegenheit, dem diese sich fügen; sie verüben alle Unthaten ungestraft, drängen sich in das Haus und die Familie des Beduy frevlerisch ein und finden nie Widerstand. Der Pascha regiert wie der leibhafte Satan und wird doch von den Beduan nur ein gestrenger Herr genannt. Revolution ist nie zu fürchten. Die Beduan haben sich selber aufgegeben, die guten Männer ohne Eigennutz und Ehrliche fehlen. Jeder denkt nur für sich und steht daher allein, d. h. hilflos da. Der Name Beduan ist ein Schimpfwort geworden. — Die Folge davon ist schmeichlerische Falschheit, die Intriguen spinnt und Treue unmöglich macht. Es fehlt nicht an guten Herzen, wohl aber an einem lebendigen Gefühl für nationale Ehre.

Das zweite Zeichen des Niedergangs ist der Hang zum Trunk, der im Stillen überhand nimmt. Der Trunk findet sich bei jungen Nationen wie bei abgelebten. So bei den Germanen und den Altvordern der Beduan. Seitdem aber der Islam gekommen ist, wurde aus dem leichten Uebel ein verderbliches Laster. Das Verbot giebt erst den Reiz der Sünde und unglücklicherweise üben die geistigen Getränke überall denselben ertödtenden Einfluß auf alle uncivilisirten Völker, und den Beduan sind sie ein Gift, wie den Indianern.

Das dritte bedenkliche Zeichen ist nicht die Unsittlichkeit, aber der Mangel an sittlichem Bewußtsein. Man ist hier nicht lasterhafter, als anderswo; aber man fühlt sich durch das Laster nicht gedrückt.

Man sieht das Sittengesetz nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen an. Man weiß es, daß man den Koran verletzt, empfindet aber doch keine Reue, denn diese ist die Reaction eines reinen Herzens und Reinheit des Herzens kennt der Koran nicht.

---

V.

## Verkehrs- und Handelsverhältnisse des südamerikanischen Freistaates Neu-Granada.

Mitgetheilt von dem Königlichen Geschäftsträger bei den Regierungen von Central-Amerika und Neu-Granada, Geh. Finanzrath Dr. Hesse.

(Schluß.)

---

Die Provinz Neyva umfaßt im Magdalenen-Thale viele Quadratmeilen zwischen dem östlichen und dem Centralzuge der granadinischen Andes. Sie ist ebenfalls zu einer großen Ackerbau-Entwicklung berufen. Der Cacao, die Hüte von Jipijapa, die Rindviehheerden, Chinarrinde und Taback sind ihre hauptsächlichsten Producte. Es finden sich dort auch einige goldhaltige Ländereien und man sammelt z. B. in dem Dorfe Cayaima einige Quantitäten von diesem Metall, die indess nicht von großer Erheblichkeit sind.

Der Cacao war bisher der einträglichste Zweig des Ackerbaues; aber die gewonnene Menge genügte nicht immer für den Bedarf in Bogotá, Antioquia und Mariquita. Bis zum Jahre 1852 wurde Cacao zuweilen von dort ausgeführt, aber seit jener Zeit hat der innere Verbrauch durch die allmähliche Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse so zugenommen, daß von Export keine Rede mehr ist.

In Suaza und anderen umliegenden Ortschaften im Quellgebiet des Magdalenenstroms beschäftigen sich Männer und Weiber mit der Anfertigung von Strohhüten aus dem Palmstroh, welches Jipijapa oder Nacuma genannt wird. Diese Industrie ist so entwickelt, daß einzelne Hüte im Orte der Fabrication bis zu 32 Piaster bezahlt werden. Das Stroh ist besser als das Palmstroh von Jiron und Pié de cuesta und nicht schlechter als das berühmte von Guayaquil. Der Hut bleibt sehr consistent und dauert mehr als zwei Jahre, kann auch verschiedene Male gewaschen werden. Einige machen so feine Hüte, daß sie, doppelt gelegt, kein größeres Volumen als ein Taschentuch haben. Die Händler, welche Hüte kaufen und nach Habana und den anderen Antillen-Inseln exportiren, verdienen sehr viel Geld, und 8 bis 10 Kisten

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1859

Band/Volume: [NS 6](#)

Autor(en)/Author(s): Munzinger Werner

Artikel/Article: [Die Schoho's und die Beduan bei Massua. 89-110](#)